

Die Sklavin.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

1. (Nachdruck verboten.)

Vom Fort Prinz Friedrich zu Weltevreden, dem Villenviertel Batavia's, der Hauptstadt von Java, dröhnt der Nachtschuß aus ehernem Munde, wie tosender Donner weithin über die wogende Oberfläche der Sundasee rollend.

Noch ruht der Glanz der untergehenden Sonne auf dem Küstenmeere des malayischen Archipels. Das scheidende Tagesgestirn überschüttet die langgestreckte Meeresbucht mit rosigen Gluthen; das ganze Firmament ist in einen unbeschreiblichen Duft von Gold und Purpur getaucht. Ein Farbenzauber von berauschender Pracht liegt ausgegossen über der köstlichen Meereslandschaft.

Es war ein drückend heißer Abend, wie ihn das Jahr 1859 zu Beginn der regenlosen Jahreszeit bisher noch kaum gebracht hatte. Von dem breiten Schiffskörper eines mächtigen Dreimastschooners, des „Sirius" aus Hamburg, der stolz und friedlich auf der Rhede von Batavia vor Anker lag, löste sich, durch kräftigen Ruderschlag bewegt, ein kleines Boot, das dem Landungsplatze zusteuerte.

Langsam nur nähert das kleine, von einem Paar stämmiger Matrosen gerudеrte Boot sich seinem Ziele. Am Steuer, unter einem Sonnendach aus Segelleinwand, sitzt der Führer des Schooners, ein breitschulteriger, etwas derber, doch wohlgebauter Mann in mittleren Jahren, dem der helle, dem Klima angemessene Anzug, Beinkleider und Weste, gelbseidener Rock und ein runder, weißer Strohhut, vortrefflich zu Gesicht steht. Einen „biederen, prächtigen Kerl mit einer Donnerstimme und einem Felsenherzen" hatte einmal Einer den Kapitän Bastian genannt, und daß diese Charakteristik nicht unzutreffend sein konnte, lehrte schon ein Blick in das tief gebräunte, von kurzem, krausem Vollbart umrahmte Antlitz des Mannes, aus dessen lebendigen Gesichtszügen ein ernster Lebensmuth und eine unbeirrte Entschlossenheit strahlte.

Er schien in nachdenklicher Stimmung; nur hin und wieder schlug er die hellen, durchdringenden Augen auf, um nach der Hafenseite und dem weithin sichtbaren Zollgebäude auszulugen, und die fast haarscharf von seinen „Jungens" ohne seine Hilfe innegehaltene Richtung mit leisem Steuerdrucke zu verbessern.

Immer trüber wurde das Wasser, immer schwüler die Atmosphäre, je mehr man sich dem Lande näherte. Jetzt durchfurchte das Boot, an unzähligen chinesischen Dschunken vorüber gleitend, die am Ufer lagen, das schmutzige braune Wasser der breiten, in einen Kanal umgeschaffenen Flußmündung, die den Strand mit der Rhede verbindet.

Eben versank der rothglühende Sonnenball in den Fluthen und die Schiffsglocken der Schiffe auf der Rhede ließen wie zum Scheidegruße ihre gellende Stimme hören, als das Boot den „Boom", den eigentlichen Landungsplatz, erreichte.

„Adjüs, Jungens!" rief Kapitän Bastian, der sogleich ausgestiegen war, seinen Leuten nach, die ohne Rast wieder abstießen und die Richtung seewärts einschlugen, um an Bord des „Sirius" zurückzukehren. Dann schritt er, ein paar herzugeeilte Zollwächter mit freundlichem Lächeln und achselzuckend abfertigend, auf einen der alterthümlichen offenen Wagen zu, die in der Nähe hielten.

Der Kutscher, ein dicker Malaye mit einem langen, blaurothen Kittel und einem schildförmigen, schwarz und golden lackirten Hute, hing in tiefstem Schlafe auf seinem Bocke und wurde erst wach, als Kapitän Bastian ihn klatschend auf den Schenkel schlug.

„Nach Molenvliet, in's Marinehotel — verstanden?" rief er in ziemlich geläufigem Malayisch.

„Sayah tuwan — jawohl, Herr!" stammelte der Auf-



Alfred Graf v. Waldersee, Chef des Generalstabes der Armee. (S. 315)

gerüttelte, nach seinem Siri-Priemchen suchend, das ihm vor Schreck zwischen den Zähnen herausgefallen war, und mit heftigem Ruck zugleich seine beiden mageren Gäule ermunternd.

Aechzend und knarrend und eine mächtige Staubwolke aufwirbelnd, setzte die Miethskalesche sich darauf in Bewegung.

Die Nacht war schnell hereingebrochen, kaum nachdem das letzte Fleckchen Sonnengluth unter dem Horizonte verschwunden war. Silberne Sternbilder funkelten hernieder, und ein milder, aber glänzender Mondenschein, wie man ihn nur unter den Wendekreisen findet, ergoß sein schimmerndes Licht über die ganze Gegend. Zahllose Grillen, Frösche und Eidechsen schienen wie mit einem Schlage lebendig geworden, und ein wunderliches, gleichförmig summendes Geräusch von tausenderlei Nachtinsekten erfüllte die Straßen der Stadt.

An einer weiten Grasfläche mit riesigen Pisangbäumen vorüber, hatte der Wagen das große Gebäude des in altholländischem Styl erbauten Rathhauses von Alt-Batavia erreicht, passirte einige staubige Straßen mit kleinen, dicht neben einander gebauten verfallenen Häusern, die mit auffallenden Aufschriften versehen waren, und bog nun, über eine hölzerne Brücke fahrend, in einen wüsten breiten Sandweg, der zur Linken von einem schmutzigen Gewässer begrenzt war.

Der Wagen gerieth jetzt in das chinesische Viertel Batavia's. Dicht gedrängt standen zur Rechten des Weges niedrige, mit winzigen Fensteröffnungen versehene Holzbaracken, von deren Thüren sich hochrothe Papierschilder mit großen chinesischen Buchstaben selbst im Mondlicht grell abhoben. Schlanke, hochragende Kokospalmen mit ihrem Fächer bewegungsloser Blätter zu Häupten erschienen auf dem Hintergrunde des tiefdunklen Himmels. Zugleich wurde das Leben in den Straßen immer lebhafter, je mehr das Fuhrwerk sich dem „europäischen“ Viertel näherte. Jetzt holperte es an den Villen des Molenvliet entlang, oftmals überholt von vorbeisausenden eleganten Equipagen, deren Bediente hoch aufflammende Fackeln führten. Und Kapitän Bastian athmete erleichtert auf, als endlich in der Ferne ein großes, weißgetünchtes, von einer breiten Veranda umgebenes Gebäude sichtbar ward, in dessen Fenstern das Mondlicht sich glitzernd brach.

Gleich darauf durchfurchten die Räder knirschend eine frische Aufschüttung von Kieselsteinen, und die Kutsche hielt vor dem Thore des Marinehotels.

Ehe ein malayischer Hausdiener, der aus dem Dunkel einer Art Laube auftauchte, den Kutschenschlag erreicht hatte, war Kapitän Bastian ausgestiegen. Er händigte dem Kutscher den Fahrlohn ein und begab sich sodann, vom Hausdiener geleitet, in's Hotel.

Durch die Veranda war er in einen größeren, marmorgetäfelten Saal gelangt, in dem eine erfrischende Kühle herrschte. Hier begrüßte ihn der Wirth, ein dicker Herr in schneeweißem Anzuge.

„Willkommen in Batavia, Kapitän! Schon vorgestern angekommen, wie?“

„Vorgestern,“ bestätigte Kapitän Bastian in geläufigem Holländisch, „hatte noch an Bord zu thun. Ist mein Zimmer in Bereitschaft?“

„Alles in Ordnung! Auch Ihre Koffer — sie kamen heut' Mittag — sind schon drüben.“ Der Wirth deutete auf die offene Gallerie, die sich dem Saale anschloß. Dort lagen die Seitengebäude, welche die Logirzimmer des Hotels enthielten. „Gute Reise gehabt?“

„Gerade hundert Tage!“

„Hundert, hm — lange unterwegs, wahrhaftig! Geht aber noch an, wie?“

„Hatte viele flaue Winde. Voriges Mal lief der ‚Sirius‘ nur neunzig Tage.“

„Hm, wie die Zeit vergeht. Schon wieder ein Jahr herum. Hamburg-Batavia, Batavia-Hamburg, immer dieselbe Geschichte, Kapitän! Sind nun schon das sechste Jahr mein Gast, wie?“

„Das siebente!“ verbesserte Kapitän Bastian. „Sieben Mal habe ich Jahr für Jahr die Reise gemacht.“

Der Wirth nickte schmunzelnd vor sich hin.

„Werden auch dies Jahr zufrieden sein, Kapitän. Bleiben Sie wieder sechs Wochen?“

„Kaum. In vierzehn Tagen etwa haben wir gelöscht, hoffe ich. Als Rückfracht nehme ich Zinn und Indigo ein. Das ist bald geladen. Haben Sie mir den Ketjil wieder zur Bedienung bestimmt?“

„Bedaure, Kapitän. Der Ketjil, der Faulpelz, bedient Herrn Grotter seit Monaten, Ihren Landsmann . . .“

„Wie geht's ihm?“ unterbrach Kapitän Bastian den redseligen Wirth lebhafter als bisher.

„O gut,“ schmunzelte dieser selbstbewußt. „Meinen Gästen geht's doch immer gut, wie? Herr Grotter erwartet Sie übrigens. In der Gallerie werden Sie ihn finden. Er ist allein, so viel ich weiß.“

„Soll mich freuen, den Herrn wieder zu sehen,“ versetzte Kapitän Bastian, sich der Gallerie zuwendend.

Als er die weite, von nur wenigen Gästen besetzte Vorgallerie betrat und sich forschend nach beiden Seiten umschaute, sprang ein Mann aus einem mächtigen Schaukelstuhle auf und eilte dem Ankömmling in freudiger Hast entgegen, demselben schon von Weitem beide Hände zum Gruße hinstreckend.

Herbert Grotter überragte die mehr untersetzte und mehr in die Breite gediehene Gestalt des Kapitäns fast um Kopfeslänge. Seine Kleidung, ein blendend weißer, luftiger Anzug, verrieth einen kräftigen Körperbau, der, wie auch die kernige Fülle des tropisch gebräunten Antlitzes bewies, den schädlichen Einflüssen des Klima's den ausgiebigsten Widerstand entgegensetzte. Ein froher, ungetrübter Lebensmuth strahlte aus seinen ausdrucksvollen Augen, und ein langer, aschblonder Schnurrbart, dessen Farbe mit derjenigen des kurzgelockten und ungescheitelten Hauptes übereinstimmte, hob sich eigenthümlich ab von dem bei Weitem dunkleren Teint, wie ihn ein jahrelanger Aufenthalt unter der tropischen Sonne gezeitigt.

Einer angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie entstammend, war er vor zwei Jahren mit einflußreichen Empfehlungen nach Batavia gekommen, um als Volontär in dem Hause der alten Firma Thaddäus Adelung & Comp. die javanischen Handelsverhältnisse kennen zu lernen. Das Studium derselben an Ort und Stelle war für den künftigen Chef des Hamburger Hauses so dringend wünschenswerth und bedeutsam für dessen Gedeihen gewesen, daß die hochbetagten Eltern Herbert's sich um so eher zu der schweren Trennung von ihrem einzigen Kinde entschlossen hatten, als sie ihn gut aufgehoben wußten und vor Allem ein unumwundenes Vertrauen in seine eisenfeste und unerschütterliche Gesundheit setzten. Sein schon früh erwachter Hang zu allerlei waghalsigen und tollkühnen Abenteuern, der seinem unausrottbaren Ueberschuß an Kraft und Kraftbewußtsein entsprang, hatte sie freilich oft genug mit heimlicher Sorge erfüllt, doch aber ihre innerste Ueberzeugung, daß der helle Kopf und das gute Herz ihres Lieblings ihn vor allem Schaden an Leib und Seele bewahren werde, nicht zu erschüttern vermocht.

Jetzt freilich wurde ihnen endlich die Trennung zu lang, und sie hatten kürzlich den lebhaften Wunsch geäußert, ihn so bald wie möglich wieder in ihrer Mitte zu sehen, und insbesondere Kapitän Bastian bitten lassen, Herbert zu veranlassen, mit dem nächsten Dampfer in die Heimath zurückzukehren. Sie erhofften durch seinen Einfluß auf ihren Sohn um so sehnlicher die Erfüllung ihres Wunsches, als gewisse Mittheilungen in seinen letzten Briefen in ihnen die Befürchtung wachgerufen hatte, daß Herbert durch zarte Bande in Batavia gefesselt wäre und an eine Verbindung dächte, die schwerlich ihren Beifall finden würde.

Diesen Wunsch und diese Befürchtung seiner Eltern hatte Kapitän Bastian, nachdem er die etwas stürmische Begrüßung Herbert's freundlich erwiedert und an seiner Seite an der Brüstung der Gallerie Platz genommen, demselben in seiner ruhigen und nachdrücklichen Weise auseinander gesetzt, und sah jetzt mit seinen durchdringenden Augen forschend zu dem um etwa zwanzig Jahre jüngeren Manne hin.

Die hünenhafte und dabei doch elegante Erscheinung Herbert's, besonders aber seine ungezwungene und natürliche Art hatten den sonst sehr zurückhaltenden Seemann von vornherein angezogen, und auf Grund dieses Gefallens war zwischen ihnen Beiden während seines vorjährigen Aufenthaltes in Batavia eine Freundschaft entstanden, die bei dem beträchtlichen Altersunterschiede zwar weit entfernt von jugendlichem, oft nur zu schnell verlodernden Enthusiasmus war, doch jenes überaus behagliche Gefühl einer gegenseitigen Vertrauenswürdigkeit in ihnen geweckt und gefestigt hatte, wie es nur bei gleich edlen und gesinnungstüchtigen Naturen möglich ist.

Offen und ohne Umschweife war Kapitän Bastian den heimlichen, von Herbert's Eltern beargwöhnten Beziehungen ihres Sohnes auf den Leib gerückt, und er zweifelte keinen Augenblick, daß ihm eine ebenso unbemäntelte Antwort zu Theil werden würde.

Herbert hatte seinen prüfenden Blick ruhig ertragen, und nur ein eigenthümlich verlegenes Lächeln verrieth, daß die Berührung dieses Thema's ihm unbehaglich sein mußte.

„Sehen Sie, Kapitän,“ versetzte er nach einer längeren Pause, „jedem Menschen außer Ihnen — und vielleicht meinen Eltern — hätte ich jede Auskunft über diese Beziehungen schlechtweg verweigert . . .“

„Also waren die Befürchtungen Ihrer Eltern am Ende doch nicht ohne guten Grund so schwere?“ unterbrach ihn der Kapitän theilnehmend.

„Es ist vorüber,“ versetzte Herbert sinnend, „die Eltern haben nichts mehr zu fürchten, nicht das Mindeste. Und ich danke meinem guten Glück, daß mir noch früh genug die Augen aufgingen. Kannten Sie die Familie Franssen hier zufällig?“

„Bedaure — nein.“

„Da ist nichts zu bedauern,“ lachte Herbert bitter auf. „Der Mann machte vor einem Jahre Bankerott und schoß sich darauf eine Kugel vor den Kopf. Er hatte schmählich gewirthschaftet. Ich erfuhr das leider zu spät, sonst wäre es mir wohl nicht eingefallen, in seiner Familie zu verkehren — wie so viele junge Leute. Die Franssens machten ein großes Haus. Nur ahnte Niemand, daß man sich auf Kosten der geprellten Gläubiger amüsirte. Die Wittwe und deren Tochter hatten aus der plötzlich hereingebrochenen Katastrophe kaum mehr gerettet, als was sie auf dem Leibe trugen. Alles wurde ihnen genommen. Man bedauerte sie allgemein, helfen jedoch that natürlich Niemand, bis auf Einen, und dieser Eine, Kapitän — war ich. Die Tochter hatte schon Manchem den Kopf verdreht. Sie ist eine blendende Schönheit, aber ohne Herz, ohne eine Spur von Gemüth, wie ich zu spät entdeckte. Dieser Mangel sollte sich auch an der Mutter nur zu bald in erschreckendem Maße bemerklich machen. Auf die

Schönheit ihres Kindes baute sie ihre ganze Zukunft, es sollte ein Spekulationsgeschäft gemacht werden."

„Ist Ihnen vielleicht bekannt," unterbrach der Kapitän den Erzählenden, „ob die Wittwe Franssen eine geborene van Ruyter ist?"

„Ganz recht, das ist ihr Mädchenname. Woher wissen . . ."

„Ich kannte ihren Bruder Cornelius, den alten Herrn van Ruyter. Er ist seit fünf Jahren todt. Hatte lange hier gelebt und hier sein Glück gemacht. Geschäfte führten uns zusammen, als ich meine erste Reise hierher machte. Persönliches Gefallen beiderseits knüpfte engere Beziehungen. Zwei Jahre hinter einander war ich während meines hiesigen Aufenthaltes fast täglich sein Gast. Er bestand darauf."

„So kennen Sie also auch seine Frau, die Wittwe van Ruyter?" fragte Herbert lebhaft.

„Sehr gut kenne ich sie!" bestätigte der Kapitän eigenthümlich erregt. „Ich mußte ihr feierlich versprechen, sie aufzusuchen, so oft ich nach Batavia komme. Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Sie voriges Jahr bei der alten Dame einführen wollte, daß Sie aber ablehnten, weil Ihnen gesellschaftliche Verpflichtungen aller Art bereits über den Kopf zu wachsen drohten?"

„Ich wußte eben nicht, daß es sich um Franssen's Schwägerin handelte. Sie wissen doch, daß man die Wittwe Ruyter die Einsiedlerin am Königsplatze nennt? — Nein? Das wundert mich. Ihre Villa ist völlig zugewachsen, ihr Garten gleicht einem tropischen Urwalde auf ein Haar."

„Das war allerdings schon letztes Jahr so," meinte der Kapitän zustimmend. „Die Ruyter lebt sehr zurückgezogen seit dem Tode ihres Mannes."

„Niemand verkehrt mit ihr. Selbst mit den Franssens hatte sie keinen Umgang, was ich ihr freilich nicht verdenken kann. Sie weiß vielleicht, wie mißliebig die Schwester ihres verstorbenen Gatten und deren Tochter sich über sie äußerten."

„So, thaten sie das? Die Franssens, Mutter und Tochter, würden sich aber doch sehr wundern, wenn sie wüßten, was ich weiß, und außer mir nur noch die Wittwe des seligen Ruyter."

„Sie lächeln ja sehr geheimnißvoll, Kapitän," meinte Herbert. „Reizt mich aber blutwenig, auf mein Wort. Bin vielmehr froh, daß ich mich mit Erfolg bemüht habe, die Franssens, Mutter und Tochter, gänzlich aus meiner Erinnerung zu streichen."

„Sie liebten das Mädchen?" fragte der Kapitän.

„Niemals!" versetzte Herbert bitter, „so wenig die Schöne selbst jeder Liebe fähig gewesen wäre. Ich erwähnte schon, daß nach dem Bankerott und dem Tode des Gatten die hinterlassene Wittwe und Tochter völlig mittellos waren. Ob Frau van Ruyter nicht helfen wollte, oder ob sie überhaupt nicht um Hilfe angegangen wurde, ist mir nicht bekannt. Mich dauerten die so plötzlich Verarmten, und ich muß gestehen, daß es der Mutter Franssen sehr leicht wurde, mir im Laufe einiger Wochen einige tausend Gulden abzunehmen. Sie mußte erfahren haben, daß ich über ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das mir unlängst von großväterlicher Seite zugefallen, frei verfügen konnte. Außerdem war ihr nicht entgangen, daß ich ihrer Tochter eine gewisse Theilnahme entgegenbrachte. Diese beiden Motive bestimmten ihre ganze Handlungsweise. Sie gestand mir eines Tages, daß ihre Tochter mich liebe, und daß sie meine Bewerbung um deren Hand um so lieber sähe, als wir bereits — infolge meiner häufigeren Besuche — im Gerede der Leute seien. Sie können sich denken, Kapitän, wie verblüfft ich war. Und dieses Bekenntniß der Mutter wurde unter Lächeln und Thränen, unter Vorwürfen und Bitten mit so meisterhaftem Komödiantentalent vorgebracht, die erröthende Tochter erschien zu so außerordentlich gut abgepaßter Zeit, daß ich vollständig überrumpelt wurde. Doch lassen Sie mich kurz sein. Ein zufällig und unfreiwillig von mir belauschtes Gespräch zwischen Mutter und Tochter nahm mir die Binde von den Augen. Ich Verblendeter! Ein Abgrund bodenloser Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung hatte sich meinen jäh ernüchterten Blicken aufgethan. Aus dem eigenen Munde der beiden Frauen erfuhr ich, daß Alles Lüge und Heuchelei war, daß sie ein abgekartetes Spiel trieben, nicht allein mit mir, nein, auch noch mit Anderen, daß man mir den Laufpaß geben würde, sobald ich nur gehörig ausgebeutelt wäre, um dann das nämliche einträgliche Spiel womöglich an neuen Opfern zu wiederholen. Beiläufig erfuhr ich noch des Weiteren, daß dieses elende Weib, aus der nichts als die schmutzigste Habsucht sprach, es im Grunde gewesen war — wie die eigene Tochter in durchaus nicht versteckten Vorwürfen durchblicken ließ — die den unglücklichen Gatten in Schande und Tod getrieben, indem sie ihn zu den verzweifeltsten Spekulationen veranlaßt hatte. Sie werden begreifen, Kapitän, daß ich sofort jede Beziehung zu diesen Damen abbrach. Nur einmal noch hörte ich von ihnen, ganz vor Kurzem, sie müssen ihre Taktik schnell geändert haben, denn die Tochter heirathete einen reich gewordenen Krämer, mit dem sie jetzt die Flitterwochen in dessen Landhaus vor der Stadt verlebt. Sprechen wir also nicht mehr davon, Kapitän. Sie sehen, die Befürchtungen meiner Eltern sind längst gegenstandslos, und ihrem Wunsche komme ich leichten Herzens nach. Mit dem alten Adelung, meinem Chef hier, bin ich schon im Klaren. Der nächste Dampfer ist in vier Wochen fällig, wie?"

„In vier Wochen," bestätigte Bastian.

„Da kann ich also in aller Gemüthsruhe noch auf die Jagd gehen, ehe ich mich einschiffe," meinte Herbert. „Sagen Sie, Kapitän, haben Sie schon einmal eine Tigerjagd mitgemacht?"

„Tiger wollen Sie jagen? Ist das Ihr Ernst?"

„Mein voller Ernst! Wir werden an zehn Jäger sein. Ueber fünfhundert Eingeborene mit ihren Piken wird man zu Treibern bestellen. In Garoet, der Provinz der Preanger Regentschaften, wird das Treiben stattfinden. Mit Vergnügen würde ich Sie bei dem Plantagenbesitzer einführen, der mich schon voriges Jahr zu solcher ganz unvergleichlichen Treibjagd einlud. Wollen Sie mitmachen?"

„Tigerjagd!" brummte der Kapitän in den Bart. „Geht mir eigentlich über den Spaß. Soll aber ein fürstliches Vergnügen sein, wie man es nicht alle Tage genießen kann. Wenn Sie daher Gelegenheit haben, mich noch anzubringen, so möchte ich wohl mit von der Parthie sein."

„Abgemacht!" lachte Herbert. „Das Nähere besprechen wir noch. Was fangen Sie morgen an und die nächsten Tage? Wir brechen erst nächste Woche nach Garoet auf."

„Morgen beabsichtige ich meinem Versprechen nachzukommen und Frau van Ruyter meine Aufwartung zu machen. Habe mich bereits zum Nachtessen bei ihr anmelden lassen."

„Es ist ein bischen einsam da?"

„Sehr einsam! Deshalb möchte ich Sie bitten, mit mir zu kommen. Die alte Dame würde sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen."

„Habe wahrhaftig keine Lust, Kapitän!"

„Sie sind ein schlechter Kamerad, lieber Grotter," brummte dieser halb lustig und halb ärgerlich. „Aus Rücksicht auf den verstorbenen Gatten, der mich mit Beweisen seiner freundschaftlichen Gesinnung geradezu überschüttete, fühle ich mich verpflichtet, der Wittwe meine freien Abende während meines Bleibens hier zu widmen. Schon letztes Jahr indessen waren mir diese Zusammenkünfte, offen gestanden, recht peinlich, nicht weil die alte Dame — die übrigens erst in den Vierzigern steht — eine merkwürdige Schweigsamkeit entwickelt und überhaupt etwas seltsam ist, sondern — wie sage ich gleich, hm — sehen Sie, lieber Grotter, Sie sind ein Ehrenmann, und Sie werden es Niemandem wieder sagen, daß ich vermuthe, Frau van Ruyter sähe es nicht ungern, wenn ich ihr in aller Form einen Antrag machte! Verstehen Sie mich?"

„Zum Teufel," lachte Herbert, „das ist allerdings eine heikle Geschichte. Na, wissen Sie, Kapitän, da es sich um einen Dienst handelt, den ich Ihnen leisten kann, so stehe ich Ihnen selbstverständlich für jeden dieser schweigsamen Abende zur Verfügung. Ich versichere Sie, daß ich eine unüberwindliche Schranke abgeben werde. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß Frau van Ruyter von den jammervollen Beziehungen, die mich eine Zeit lang an ihre Verwandten fesselten, nicht die mindeste Kenntniß hat."

„Das hat sie gewiß nicht," versetzte Kapitän Bastian, „schon weil sie hier mit Niemand verkehrt und insbesondere, weil der Familie Franssen seit dem Tode ihres Gemahls mit keinem Worte Erwähnung geschehen darf, aus gewichtigen Gründen, die ich nicht mittheilen kann. Beurtheilen Sie Frau van Ruyter jedoch nicht falsch infolge meiner Mittheilung. Ich kenne kaum eine würdigere und ehrenwerthere Frau. — Eine gewisse Entschädigung für Ihre Müheleistung werden Sie übrigens bei alledem finden."

„Ei, und die wäre?"

„Ein eingeborenes Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, die seit ihrer Kindheit dem Ruyter'schen Hause leibeigen sind, bilden die einzige persönliche Bedienung der Wittwe. An dem Mädchen werden Sie Ihre Freude haben, ein Engel an Holdseligkeit und Liebreiz . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Alfred Graf v. Waldersee, Chef des Generalstabes der Armee.

(Mit Porträt auf Seite 313.)

Graf Moltke's Nachfolger als Chef des Generalstabes der deutschen Armee ist der in jüngster Zeit so vielfach genannte Graf v. Waldersee, dessen Porträt wir auf Seite 313 bringen. — Alfred Graf v. Waldersee ist am 8. April 1832 zu Potsdam geboren, war ein Zögling des Kadettencorps und trat dann am 27. April 1850 als Sekondelieutenant in die Armee. Während des Krieges von 1866 zum Generalstabe versetzt, wurde er am 28. Juli desselben Jahres Major und nach beendetem Feldzuge dem Generalstabe des 10. Armeecorps zugetheilt. Am 13. Januar 1870 wurde Graf Waldersee als preußischer Militärbevollmächtigter nach Paris gesandt und am 2. Mai zum Flügeladjutanten König Wilhelm's ernannt. Den Krieg machte er als Oberstlieutenant mit und fungirte während der letzten Periode des Loirefeldzuges als Generalstabschef des Großherzogs von Mecklenburg. Nachdem er eine Zeit lang als Oberst das 1. hannover'sche Ulanenregiment Nro. 13 befehligt, wurde er 1875 Brigadekommandeur und am 10. August 1876 Generalmajor. Seitdem Graf Waldersee am 27. Dezember 1881 zum Generalquartiermeister ernannt worden war, galt er allgemein für den dereinstigen Nachfolger Moltke's und wurde auch in der That, als der große „Schlachtendenker" am 10. August 1888 unter Entbindung von seiner bisherigen Stellung zum Präses der Landesvertheidigungskommission ernannt wurde, an seiner Stelle Chef des Generalstabes, nachdem er kurz vorher auch noch zum General der Kavallerie befördert worden war.

Kaiser Barbarossa's Kreuzfahrt.

(Mit Abbildung.)

Im Mai 1189 trat Kaiser Friedrich I. Barbarossa seinen Kreuzzug an, um Jerusalem den Händen Saladin's wieder zu entreißen. Gegen Ende Mai erreichte der greise Herrscher, der die Donau von Regensburg zu Schiffe hinabfuhr, Preßburg. Hier übergab er seinem ältesten Sohne Heinrich, der in der Heimath als Herrscher zurückblieb, die Regalien, empfahl den deutschen Fürsten, die ihn bis hierher begleitet hatten, zum letzten Male das Reich und nahm dann mit bewegten Worten Abschied von den Seinen (siehe die Abbildung). Von Gallipoli aus übersetzend, erreichte der Kaiser mit seinem vortrefflichen Heere am 29. März 1190 den Boden Kleinasiens. Bei Ikonium schlug er die feindliche Uebermacht vollständig und gelangte ungefährdet in das christliche Armenien. Dann, den Taurus übersteigend, wandte sich Barbarossa südwärts nach Seleucia. Am 10. Juni lagerte das Heer auf einer reichen Flur am Ufer des Selef (Kalykadnus). Der Kaiser, von Ungeduld getrieben, den Boden des heiligen Landes zu betreten, wollte trotz des Abmahnens seiner Begleiter durch den angeschwollenen Bergstrom setzen, allein die Wogen rissen ihn fort; entseelt wurde er herausgezogen. Damit war das Schicksal des Kreuzzuges besiegelt. Das Heer löste sich auf und ward größtentheils von den Sarazenen aufgerieben. Den Rest führte Barbarossa's jüngerer Sohn Friedrich von Schwaben nach Tyrus, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Gebeine des Begründers des staufischen Weltruhmes bestattet worden sind.

Bärin, ein Junges badend.

(Mit Bild auf Seite 317.)

Sobald die jungen Bären kräftig genug sind, größere Ausflüge zu machen, werden sie von der Alten auf ihren Streifzügen mitgenommen. Sie lehrt sie dabei, die Bäume hinauf zu klettern, und widmet sich überhaupt ihrer Erziehung mit wahrer Hingebung. Wie unser Bild auf Seite 317 zeigt, sorgt die Bärin auch dafür, daß es den Kleinen nicht an Reinlichkeit mangle. Wir finden auf demselben den Augenblick dargestellt, wo eine Bärenmutter ihren ängstlichen, heulenden Sprößling eben wiederholt in den Gebirgsbach taucht, während der zweite dieser Prozedur zuschaut, offenbar vergnügt darüber, sie bereits überstanden zu haben. Junge Bären im Alter von 5 bis 6 Monaten sind die ergötzlichsten Geschöpfe, die man sich nur denken kann, und spiellustig in hohem Grade. Sie balgen sich wie muntere Buben, werden aber von der Alten, die Unarten und Ungehorsam mit derben Maulschellen ahndet, in strenger Zucht gehalten.

Nikuliz und seine Herrin.

Ein Erlebniß aus dem Siebenbürger Waldlande.

Von

Julius Theiß.

Es war am Geburtstage der Gutsherrin. In der lauschigen Veranda, die sich an der Gartenseite des Herrenhauses hinzog, war eine



Kaiser Barbarossa's Abschied vor seiner Kreuzfahrt.

zahlreiche Gesellschaft versammelt, um der würdigen Matrone ihre Glückwünsche darzubringen.

Mitten in der Unterhaltung erschien plötzlich ein alter, graukopfiger Zigeuner in der Veranda, der ein Körbchen mit Aprikosen wortlos, aber mit allen Zeichen der Verehrung vor die alte Gutsherrin hinsetzte.

„Hab' Dank, Freund Nikuliz!“ sagte die Matrone gütig zu dem Alten, der sich hierauf still und geräuschlos, wie er gekommen, wieder entfernte.

Diese ungewöhnliche Freundlichkeit der Herrin einem in Ungarn sonst so verachteten Zigeuner gegenüber befremdete die Besucher ungemein. Da wandte sich einer derselben, ein Herr v. Szábor, mit der Frage an die Hausfrau: „Ist das nicht der Zigeuner, mit dessen Hilfe Sie einst aus einer großen Gefahr errettet wurden? Ich habe davon sprechen hören!“

„Ja, er ist es!“ entgegnete die Greisin, das silberweiße Haupt neigend. „Wäre der alte Nikuliz nicht gewesen, säße ich jetzt nicht hier zwischen meinen Kindern und Enkeln.“

„O bitte, erzählen Sie doch, verehrte Frau!“ bat man von allen Seiten.

Da aller Augen mit großer Spannung an der alten Gutsherrin hingen, so entschloß sie sich, ihren Gästen das Abenteuer zu erzählen, und begann ohne Weiteres:

„Die Gegend zwischen Fogáras und Kronstadt, jetzt durch regeren Verkehr belebt, war in den dreißiger Jahren noch vielfach unsicher und gefährlich. In jener Zeit nun machte ich einen Besuch bei der in Kronstadt wohnenden Schwester meines Gatten. Hans, unser bewährter Kutscher, fuhr mich in drei Tagen dorthin, wo ich mit Herzlichkeit aufgenommen wurde.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, was mich am zweiten Tage meines Dortseins veranlaßte, die Zigeuner-Vorstadt zu besuchen; aber das weiß ich, daß ich, an einer abseits stehenden Zigeunerbehausung vorbeigehend, einen jungen kräftigen Burschen gewahrte, der am Eingange einer zerfallenen Hütte hockte und bitterlich weinte.

„Worüber klagst Du?“ frug ich den auf der Thürschwelle Kauernden mit theilnehmender Neugierde.

„O! o! dort,“ stöhnte er und wies hierbei nach dem Innern der Hütte, „dort liegt meine Mutter, gnädige Herrin, und will sterben, sie soll aber nicht von mir gehen!“

Diese kindliche Naivetät bei dem großen, etwa zwanzigjährigen Burschen, übte eine eigenthümliche Wirkung auf mich aus; es zog mich fast gewaltsam in die armselige Hütte und hier fand ich auf einem elenden Lager die abgezehrte Gestalt eines Weibes, dem der Tod schon aus den Augen sah.

„Gute Frau,“ versuchte ich die Arme zu trösten, „ich will Dir einen Arzt hersenden, der Dir Linderung verschaffen soll. und diese



Bärin, ein Junges badend. (S. 316)

Summe hier mag Dich vorläufig vor Noth und Sorgen schützen!" Damit schüttete ich den ganzen Inhalt meiner Börse auf die zerlumpte Decke der Kranken aus, die mich wie eine überirdische Erscheinung anstarrte.

Der arme Bursche glotzte abwechselnd seine kranke Mutter und dann mich mit weit aufgerissenen Augen an und fiel mir plötzlich zu Füßen, den Saum meines Kleides küssend. Ich trug ihm nun auf, sorglich seine Mutter zu hüten, wiederholte mein Versprechen hinsichtlich des Arztes, und trat, zufrieden, das Elend der Armen gelindert zu haben, aus der Hütte.

Wie ich einige Tage später von dem Arzte erfuhr, wäre die alte Zigeunerin nicht mehr zu retten gewesen; allein sie sei sanft und schmerzlos entschlummert.

Der gastliche Aufenthalt bei der Schwägerin sollte gar bald durch eine mich beängstigende Kunde vorzeitig unterbrochen werden. Diese Kunde kam von Hause, mein Gatte theilte mir mit, daß unsere jüngste Tochter gefährlich erkrankt sei. Und so saß ich denn zwei Stunden nach Empfang des mißlichen Briefes in dem Wagen, den mein getreuer Hans eiligst der Heimath entgegen lenkte.

Hinter dem hügeligen Terrain ragten nur noch die Spitzen der Thürme von Kronstadt hervor, als wir auf der Straße vor uns eines Zigeuners ansichtig wurden, der während des Gehens auf einer Fiedel gar wehmüthige Weisen spielte. Kaum hatte er mich in dem halb offenen Wagen bemerkt, als er auch schon sein klagendes Fiedelspiel unterbrach und schnellfüßig, den zerlumpten Hut schwingend, neben den Pferden herlief. Dabei schrie er fortwährend: „Hab' Dank! Hab' Dank, edle Frau!" Erst jetzt sah ich mir den Burschen genau an, und erkannte nun in ihm den Sohn der verstorbenen Zigeunerin.

„Wo willst Du hin?" frug ich.

„Noch Fogáras!" entgegnete er. „Dort will ich bei der Zigeunerkapelle eintreten."

Da des Burschen Wanderziel genau der Richtung entsprach, die ich einhalten mußte, um nach Hause zu gelangen, so veranlaßte ich ihn, sich auf den Kutschbock neben Hans zu setzen. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, erreichten wir ein Dorf. Hier mußte Halt gemacht werden, denn Hans hielt es für nöthig, den Pferden Ruhe zu gönnen. Wir fuhren demnach in das Einkehrwirthshaus des Ortes ein, und Nikuliz, der mit den Pferden trefflich umzugehen wußte, half meinem Kutscher gar redlich beim Ausschirren, Tränken und Füttern der Pferde.

Nachdem wir uns Alle gestärkt hatten, ließ ich Anstalten zu unserem Aufbruche treffen. Da erfuhr ich von einem alten Rumänen, daß eine halbe Stunde hinter dem Dorfe sich links ein Fahrweg von der Landstraße abzweige, der mich mindestens einen halben Tag eher an das Ziel brächte, da er direkt über den „langen Berg" führe, den die Landstraße in einem weiten Bogen umkreise; für ein leichtes Gefährt, wie das meinige, sei dieser Weg durchaus nicht beschwerlich. Freilich, meinte der Alte, wäre dieser Weg nicht ganz geheuer, allein man habe lange nichts von einem Ueberfalle gehört. Auch Nikuliz, der versicherte, die Gegend dort genau zu kennen, hielt den Weg für gefährlich, allein ich glaubte in dieser Warnung nur die bekannte Feigheit der Zigeuner zu erkennen, und da mich die Ungewißheit über den Zustand meiner kranken Tochter unsäglich peinigte, so befahl ich Hans, den von dem alten Rumänen bezeichneten Weg einzuschlagen.

Gleich darauf fuhren wir ab. Als Hans, die Landstraße verlassend, links einbog, und als die Steigung begann, befahl ich ihm, langsamer zu fahren. Hans verließ den Wagen und ging einsilbig neben den Pferden hin; auch Nikuliz war abgestiegen.

Eine geraume Zeit fuhren wir so weiter, bis die Steigung abnahm, und Hans wieder auf seinen Kutschbock stieg. Dabei bemerkte er, daß Nikuliz spurlos verschwunden war.

„Ei, der schuftige Zigeuner hat uns im Stich gelassen!" sagte Hans halb ärgerlich, halb belustigt und trieb die Pferde dann zum schnelleren Gange an.

So fuhren wir noch ein Stückchen weiter. Plötzlich stutzte Hans und zog unwillkürlich die Zügel fester an. In der Ferne schimmerte ein matter Lichtstrahl.

Das Licht, über dessen Bedeutung wir anfangs im Unklaren waren, kam aus dem Seitenfenster eines links an der Straße stehenden halbzerfallenen Gebäudes, an das sich eine niedrige, vielfach zerborstene Lehmwand anschloß, die das Gehöft umsäumte. Ein zerfallenes Thor in dieser führte in den großen Hofraum. So viel ich von meinem Wagensitze aus erkennen konnte, war der Hof hinten von Stall und Scheunen begrenzt; aber auch diese schienen dem Verfall nahe zu sein, wie denn überhaupt das Ganze einen beängstigenden Eindruck machte. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich froh sein würde, dieses unheimliche Gehöft hinter uns zu haben. Eben wollte ich diesen Gedanken meinem treuen Hans mittheilen, als fünf bis sechs wild aussehende Kerle aus dem Thorweg sprangen und den Wagen umringten. Der Kleidung nach waren es Rumänen, und nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Wegelagerer auf mich machten. Der Eine, ein großer, wüster Geselle, hatte das eine Pferd am Zaume gepackt und hob mit der rechten Hand drohend eine Axt gegen Hans.

Dieser hatte sich erhoben und rief dem Wegelagerer mit zorniger Stimme zu: „Schurkischer Wallache, läßt Du das Pferd augenblicklich los?" Dabei schlug er wüthend mit dem Peitschenstiele nach dem Angreifer. In demselben Augenblicke krachte ein Schuß, und ich sah meinen Kutscher vom Bocke sinken. Gleichzeitig liefen die Strolche an den Wagenschlag und zerrten mich heraus. Wer beschreibt aber mein Entsetzen, als ich unter diesen Wegelagerern Nikuliz erkannte, Nikuliz, den Zigeuner! Vor Schreck verließ mich für einen Augenblick die Besinnung und —

Doch, seh' ich recht? Steht dort drüben nicht der alte Schlingel?" unterbrach sich hier plötzlich die Erzählerin.

„Er ist es, liebe Mutter!" antwortete ihr der junge Gutsherr. „Wie es scheint, jätet er dort drüben Unkraut aus."

„Was nun folgt," nahm die Matrone wieder das Wort, „kann euch der Alte viel besser erzählen. Rufe ihn, lieber Sohn!"

Gleich darauf stand der alte Zigeuner auf der obersten Stufe der Veranda, demüthig des Befehles harrend, der ihn erwartete.

„Alter Freund," redete ihn die Matrone an, „ich habe den Bitten meiner lieben Gäste nachgegeben und ihnen unser damaliges Abenteuer — Du weißt doch, was ich meine? — mitgetheilt. Ich bin bei dem Begebniß angelangt, wo mein braver Hans vom Bock geschossen wurde, und Du, Alter, mich in Gemeinschaft mit den Anderen aus dem Wagen zogest. Erzähle diesen Herrschaften nun, was sich weiter zutrug."

„So nämlich trug sich's zu, ihr Gnädigen," begann darauf der alte Zigeuner seinen Bericht. „Da der Weg steil war, und die müden Pferde die Köpfe hängen ließen, stiegen wir, der Hans und ich, vom Wagen herunter und gingen nebenher. So gelangten wir an einen Fußweg, der links in den Wald einbog, viel kürzer war und oben an der Schänke wieder in den Fahrweg führte. Ich kannte die Gegend sehr genau. Ich kannte auch die Schänke oben am Wege und wußte, daß sich zeitweilig viel böses Gesindel da herumtrieb. Um mich nun zu überzeugen, ob dort oben in der Spelunke auch Alles sicher sei, wählte ich diesen kürzeren Fußweg. Vorsichtig spähend schlich ich mich auf dem Pfade hin. Schon glaubte ich Alles sicher und mein Herz wurde froher, da vernahm ich plötzlich gedämpfte Stimmen und sah bald darauf zwei wüste Kerle im Grase liegen.

„Weißt Du, Curestan," sagte der Eine, der ein Gewehr bei sich hatte, „ich wünschte, daß der Teufel dem großmäuligen, schieläugigen Danglu den Hals umdrehte! Bläht er sich nicht auf wie ein Truthahn? Müssen wir nicht stets demüthig darauf warten, bis es dem Galgenvogel gefällt, unser Einkommen zu theilen? Und behält er nicht immer das Beste für sich?"

„Er ist unser Anführer," sagte der Andere; „das ist nun so. Dafür steckt er auch den Kopf in manche Schlingen, die Dir, Wasillu, schon längst die Kehle zugeschnürt hätten. Kundschaftete er jetzt nicht wieder in Büdös die ungarische Edelfrau aus? Er kann übrigens jeden Augenblick eintreffen, um uns Aufträge zu geben. Da gibt es wieder einen guten Fang und —"

Hier unterbrach der Schuft seine Rede und horchte. Man vernahm jetzt deutlich in der Ferne den langsam näher kommenden Wagen, in dem meine Wohlthäterin saß. Die beiden Schelme sprangen behende in die Höhe und sahen sich fragend an. Ich hörte noch den Einen sagen: „Geschwind zu den Kameraden! Da kommt ein Wagen!" Dann verließ ich meinen Schlupfwinkel und eilte so geräuschlos als möglich der nahen Schänke zu.

Was ich vorhatte, ihr Gnädigen, wollt ihr wissen? Seht, hindern konnte ich's nicht mehr, daß meine Wohlthäterin in die Klauen der Strolche fiel, und so war es nur noch durch List möglich, die theure Frau zu retten.

Noch vor den beiden Wegelagerern erreichte ich die Herberge und lief durch das zerfallene Thor in den Hof. Hier nun hörte ich aus dem Inneren des Hauses wüsten Lärm, und es war mir zu Muthe, als schnürte Einer meine Brust zusammen; aber wie wurde mir's erst, als ich durch den dunklen Hausflur in das rauchgeschwärzte Zimmer trat!

Es saßen euch dort sechs Kerle, so wild und mordgierig, daß sich mir das Herz umwandte. Außer diesen Kerlen war da noch der Wirth, ein kriechender, hinterlistiger Serbe, dessen kleine stechende Augen mich boshaft ansahen. Aber mehr noch als dieser serbische Schuft mißfiel mir ein altes Weib, das betrunken war und aussah, als wäre sie geradewegs aus der Hölle gekommen.

„Was suchst Du hier, Zigeuner?" frug mich ein langer Kerl, der ein rothes Mal auf der Stirne hatte.

„Danglu sendet mich zu euch," gab ich dem Räuber zur Antwort. „In Büdös hat er die ungarische Edelfrau ausgewittert, er hat mich beauftragt, sie nicht aus den Augen zu lassen. Ich lauerte ihr bei der alten Lohmühle auf und bat sie, mich mitfahren zu lassen, da ich ein lahmes Bein hätte. Sie hieß mich neben den Kutscher aufsteigen, und so bin ich mit ihr bis an den Berg gefahren. Dort stieg ich aus und bin dann eilig durch den Wald gelaufen, euch Meldung zu machen. Sie muß gleich hier sein. Aber, läßt euch Danglu sagen, es dürfe ihr kein Leid geschehen. Wer ihr ein Haar krümme, den nagle er die Ohren wie einer Fledermaus an das Scheunenthor an."

Die Strolche stürzten nun aus dem Zimmer, und wie sie sich in dem dunklen Hausflur stießen und drängten, erschienen plötzlich auch die beiden Wegelagerer, die ich im Walde belauscht auf der Thürschwelle des Hauses.

„Hört, Genossen," sagte der mit dem langen Gewehre, den der Andere Wasillu genannt hatte; „es kommt ein Wagen die Straße heraufgefahren. Wen zum Teufel mag der uns bringen?"

„Wir wissen es schon, Wasillu!" antwortete der Rothhaarige. „Der Zigeuner hier, den uns Danglu schickt, hat's uns eben mitgetheilt."

Und leise schlichen euch nun die Schelme in den ummauerten Hof und stellten sich lauernd an den beiden Thorpfeilern auf. Nun war der Wagen am Thore, und wie Raubthiere stürzten die Schurken hervor und brachten ihn zum Stillstehen. Einer von ihnen hielt das eine Pferd am Zaume fest. In demselben Augenblick hörte ich auch dicht an meinem Ohre einen lauten Knall, der aus Wasillu's Büchse kam, und Hans fiel gleich darauf von seinem Sitze auf das Handpferd und von diesem auf die staubige Straße. Zwei von den Schelmen stießen ihn in den Straßengraben.

Dies Alles geschah viel schneller, als ich's euch erzählen kann. Ich stürzte nun an den Wagenschlag, denn ich fürchtete, die Räuber würden die theure, verehrte Frau ungebührlich anfassen, und that euch so vergnügt über den Fang, als wenn nun Wagen, Pferde und die ganze Beute mir gehörte. Dann zog ich meine Gebieterin aus dem Wagen und führte sie über den Hof in das raucherfüllte Zimmer.

„Bewirthe die Schufte mit Wein und verzage nicht! Nikuliz hilft!" konnte ich meiner Wohlthäterin dabei leise zuflüstern. Die theure Frau blieb stumm, aber an ihren Augen konnte ich's deutlich sehen, daß sie mich verstanden hatte.

Und seht, ihr Gnädigen, es war euch gerade so, als ob von diesem Augenblicke an das Weiberherz aus der Brust der edlen Frau gewichen sei. Sie bedeckte ein Weilchen mit der flachen Hand die schönen Augen, als ob sie die greuliche Umgebung nicht sehen wollte, dann aber sprach sie euch so schön, daß mir das Herz im Leibe hüpfte.

„Ihr Männer," sagte sie, „was habt ihr mit mir vor? Wehe euch, wenn ihr es wagt, mir ein Haar zu krümmen, meines Mannes Macht reicht weit, sie würde euch aufstöbern, und wenn ihr euch in einen Fuchsbau oder in ein Adlernest verkröchet. Laßt ihr mich aber friedlich meines Weges ziehen, so will ich vergessen, daß ich euch gesehen, und will euch reichlich beschenken, so wahr ihr jetzt meine Gäste sein sollt!"

Hei! da hättet ihr die Schelme ansehen sollen! Sie saßen euch da mit offenem Munde und blickten sich gegenseitig fragend an, aber Keiner sprach ein Wort.

Nach einem Weilchen sagte Einer: „Wir können nichts ihun ohne Danglu; wir müssen warten, bis er kommt."

Da nahte sich das alte Weib der kühnen Frau.

„Hehehe!" kreischte die Hexe, „seht mir doch, was das Püppchen für ein funkelnd Armband trägt! Ei, seht doch, seht, 's ist eine goldene Schlange, die sich um das zierliche Handgelenk windet. 's ist nicht nöthig, mein Täubchen, daß Dir das garstige Thier die zarten Knöchlein drückt. Komm, mein Thierchen, komm!" Und die Alte machte Anstalten, das Armband von dem Handgelenke der Herrin zu lösen. Doch diese kam ihr zuvor. Sie zog den köstlichen Schmuck sich selbst vom Arme und reichte ihn dem alten Drachen.

„Hier nimm, ich schenke Dir das Band!" sagte die Treffliche. „Aber nun verlange ich auch, daß Du die Anwesenden hier mit Deinen besten Weinen bewirthest."

„Was?" schrie die Hexe. „Die Schelme hier bewirthen? Hähähä, die mögen sich auf ihre Weise schadlos halten! Hast ja noch ein goldenes Kettlein um den Hals und auch ein hübsches Lärvchen. Hihihi!'

Ihr könnt mir's glauben, ihr Gnädigen, die Wangen meiner Wohlthäterin wurden euch nun so roth, daß die Farbe der Rosen, die dort drüben am Stocke hängen, matt und welk dagegen ist.

„Komm' her!" befahl nach einer Pause die Herrin dem Wirthe und zog ihre Geldtasche hervor. „Hier hast Du einen Kremnitzer Dukaten; bewirthe nun diese Leute hier, die meine Gäste sind. Gib ihnen Wein — Alles, was sie begehren!"

„Eil' Dich! Eil' Dich!" schrien die Strolche. Der Wirth lief darauf mit einer großen Kanne in den Keller.

Nun gab's euch ein Zechgelage, wie an der Tafel eines Edelmannes. Wein war da in Hülle und Fülle; auch Branntwein die Menge. Das alte Weib drehte sich vor Vergnügen im Kreise herum. Meine Gebieterin that Allen Bescheid, um sie bei guter Laune zu erhalten. Und guter Laune wurde ich auch, als ich den allgemeinen Trubel sah. Konnte ich doch nun meinen Plan ungehindert in's Werk setzen. Wißt es, ihr gnädigen Gäste, mein Plan war dieser: ich wollte den betrunkenen Schuften das strohgedeckte Haus über den Köpfen anzünden und dann bei der allgemeinen Verwirrung mit meiner Wohlthäterin entfliehen. Deshalb schlich ich mich nun, von Keinem beachtet, nach dem Stalle, um nach unseren Pferden zu sehen und diese für unsere schnelle Flucht bereit zu halten. Dort standen unsere schönen Thiere gleich am Eingange und noch eingeschirrt, was mir gar wohl gefiel. Außer diesen waren noch sechs bis sieben andere Pferde da, lauter prächtige Thiere, die alle, glaubt es mir, gestohlen waren.

Ich eilte erleichtert aus dem Stalle, um mein Vorhaben schleunigst auszuführen. Ja, schleunigst mußte es geschehen, denn konnte nicht jeden Augenblick Danglu, den seine Genossen längst erwarteten, eintreffen? Und wenn er kam, war meine Wohlthäterin unrettbar verloren!

Wie ich nun wieder in den Hausflur trat, um mich von hier aus nach der Bodenkammer zu schleichen, bemerkte ich plötzlich etwas, was mich veranlaßte, meinen Plan zu ändern.

In der einen Ecke des Hausflurs war eine Fallthüre angebracht, die nach dem Keller führte; diese Thüre lehnte jetzt aufgeklappt an der Wand und durch die offene Luke sah ich unten im Keller einen Lichtschein schimmern. Der Wirth, betrunken wie alle Anderen, hatte wahrscheinlich frischen Wein aus dem Keller geholt und vergessen, die Kellerthüre zu schließen.

Da Alles still blieb, schlich ich vorsichtig in den Keller und hier überzeugte ich mich, daß ich recht vermuthet hatte. Auf einem kleinen Fäßchen, unten an der Treppe, stand ein brennendes Oellämpchen und gleich dahinter an der Wand ein großes Faß, aus dessen schlecht verschlossenem Hahne der Wein auf den Boden sickerte. Hinten aber sah ich einen Verschlag, der die ganze Breite des Kellers einnahm. Durch eine Spalte bemerkte ich nun hinter diesem Verschlage allerlei seltsame Dinge, und es wurde mir sofort klar, daß das Raubgesindel hier seine Beute verborgen hielt. In einer Ecke, dicht an dem Verschlage lagen einige Reisigbündel und eine Menge Wurzelholz und man brauchte nur die Hand auszustrecken, um die brennende Lampe mit dem ausgetrockneten Holze in Berührung zu bringen.

Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf! Und so schnell er kam, dieser rettende Gedanke, so schnell vollführte ich ihn. Ich griff nach der Lampe und zündete damit den aufgespeicherten Holzvorrath an. Schnell lief ich nun die Treppe wieder hinauf und stürzte in das Zimmer, in welchem die Wegelagerer und meine Wohlthäterin saßen. Die Schelme wälzten sich vor Vergnügen, sangen und fluchten um die Wette.

„Schweigt und hört," rief ich nun und bemühte mich, recht entsetzt zu erscheinen, „unten im Keller ist die Lampe des Wirths umgefallen und hat das Holz angezündet; es brennt euch dort wie in der Hölle!"

Nun hättet ihr das Gesindel sehen sollen! Fluchend und schreiend stürzten Alle durch die Thüre, auch der Wirth, und rannten, Einer den Andern stoßend, die Kellertreppe hinab. Ich hinterher, auf den unvorsichtigen Wirth laut scheltend; wie sie nun Alle unten waren, klappte ich die schwere, eisenbeschlagene Thüre zu, hing schnell das Vorhängeschloß an und wälzte, um ja sicher zu sein, ein Faß Branntwein, das im Hausflur stand, auf die rettende Klappe.

Dann stürzte ich in's Zimmer zurück, um meine Wohlthäterin zu holen. Da vernahm ich seitwärts die Stimme der alten Hexe. Sie saß auf dem Boden, an den Schänktisch gelehnt, und war völlig betrunken.

„Ha, mein Schätzchen!" kicherte die Alte und schlug belustigt mit ihren welken Händen auf den Boden. „Bald kommt der Danglu, dann freue Dich. Der Danglu liebt schöne Frauen. Hihihi! Lalala!" sang euch das Scheusal dazwischen und that wie närrisch vor Freuden.

„He, Alte!" schrie ich der betrunkenen Vettel in die Ohren, „nun kommst Du an die Reihe!" Und blitzschnell öffnete ich meine Gürteltasche und zog einen Strick daraus hervor, den ich unterwegs aufgelesen hatte. An seiner Stelle barg ich das kostbare Geschmeide meiner Wohlthäterin. Mit diesem Stricke schnürte ich nun der Alten die beiden Handgelenke so fest zusammen, wie der Hirte die Füße eines störrigen Büffelkalbes.

Jetzt aber war es höchste Zeit, an unsere Flucht zu denken. „Komm', komm', Herrin!" sagte ich, und schnell waren wir im Hofe. Wie der Wirbelwind drehte ich die Deichsel des Wagens um und es dauerte keine Minute, so standen unsere Pferde vor dem Wagen und stampften vor Ungeduld mit den Füßen. Wie ich nun eben den Wagen auf die Straße lenke, höre ich aus dem Graben ein leises Stöhnen. „Herrin," schrie ich, „unser Hans lebt; er liegt dort im Straßengraben!"

Mit Hilfe der gütigen Herrin hatte ich ihn bald auf den Wagen gehoben, und nun hieb ich mit aller Macht auf die Pferde. Wie Pfeile flogen sie dahin!

Plötzlich hörte ich etwas, das mir das Blut in den Adern erstarren machte.

„Herrin," schrie ich in den Wagen hinein, „die Mordhunde sind hinter uns! Hörst Du nicht ihr Heulen und das Getrampel ihrer Rosse?"

Wißt es Alle, die ihr hier sitzet, daß die muthige Frau bis jetzt keine Thräne vergossen hatte, aber nun sank sie schluchzend auf ihren Sitz zurück und rang jammernd die Hände —"

„Ja, ihr Lieben," nahm jetzt die Greisin wieder das Wort, „der Alte hier hat wahr gesagt! Alles Entsetzen, alle Angst und allen Ekel hatte ich bisher tapfer überwunden, aber jetzt, beim Nahen dieser zweiten Gefahr verließ mich die Kraft. Da plötzlich schrie mein braver Nikuliz: ‚Frau, Herrin, sieh dorthin — sieh dorthin! Wir sind gerettet! Das Feuer, das Du dort siehst, haben Hirten angezündet, die uns schützend beistehen werden!' und er bog, die Straße verlassend, in einen Feldweg ein, der gerade auf jene Stelle zuführte.

Er hatte wahr gesprochen, der treffliche Nikuliz! Alsbald erhob sich ein neues Geschrei; aber das kam von einem Dutzend kräftiger Gestalten, die sich nun drohend gegen unsere Verfolger richteten. Riesige Wolfshunde kamen uns, zornig bellend, entgegen und hinter diesen die mit Knütteln bewaffneten rumänischen Hirten.

Unseren Verfolgern schien die Situation äußerst bedenklich; sie hielten an und stießen fürchterliche Flüche aus. Dann wandten sie ihre Pferde und rasten in vollem Laufe wieder zurück.

Von den Hirten erfuhr ich, das wir uns in der Nähe der Besitzung eines Herrn v. Köröcsky befänden. Wir wurden von dem ungarischen

Edelmanne und seiner Gemahlin in der zuvorkommendsten Weise aufgenommen. Namentlich erhielt Hans die aufmerksamste Pflege, so daß er nach etlichen Wochen, fast völlig genesen, bei uns wieder anlangte.

Unmittelbar nach meinem Ueberfalle wurde die Räuberspelunke auf Befehl der Regierung völlig zerstört, und das Raubgesindel zum größten Theile eingefangen.

Daß ich die wackeren Hirten nicht vergaß, könnt ihr denken! Und daß ich Nikuliz, diesem braunen Schlingel da, bis an sein Lebensende eine treue Schützerin bleiben werde, ist nicht mehr als Pflicht und Schuldigkeit."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Schlimmes Wetten. — Der „große Vernet", Vater des bekannten Malers Horace Vernet, kehrte einst mit einer Fahrgelegenheit von Marseille nach Paris zurück. Unter den Mitreisenden fiel Einer durch seine Dicke und sein rothes Gesicht Vernet besonders auf, und da dieser Mann ziemlich einfältig aussah, schien er Jenem ganz dazu angethan, um sich auf dessen Kosten einen Spaß zu machen. Er begann sich mit ihm zu unterhalten und erwies sich ihm ungemein höflich, worauf der Dicke in gutmüthiger, aber linkischer Weise antwortete. Als einmal der Weg einen Hügel hinanführte, stiegen Beide aus, um die armen Pferde etwas zu entlasten, die nur keuchend und mit größter Mühe vorwärts kamen. Der Fußweg, welcher sich neben der Straße den Berg entlang wand, führte an einem kleinen Graben vorbei, und Vernet, der ein ausgezeichneter Turner war, schlug die Wette vor, daß er ihn überspringen würde.

„Wie! Sie könnten so weit springen?" fragte der Dicke erstaunt.

„Gewiß! Der Graben ist ja schmal."

„Das möchte ich wohl sehen! Wie würden Sie das anstellen?"

„So!" sagte Vernet und sprang hinüber.

„Wahrhaftig! Ei, Sie machen mir Lust, das auch zu probiren. Ihr Wagniß steckt an, und ich getraue mir, mein Glück zu versuchen."

„Sie?" rief der große Maler mit schallendem Gelächter. „Das möchte ich wohl auch sehen! Wie würden Sie es anstellen? Ich wette um die Mittagszeche, daß Sie mitten hinein plumpsen."

„Machen Sie mich nicht ängstlich! Die Zeche? Ist das sehr theuer?" fragte der Dicke besorgt.

„Einen Thaler wohl mindestens!"

„Viel Geld! Aber ich will den Versuch machen!" Und der Dicke nahm einen Anlauf, hielt wieder inne, zierte sich noch eine Weile und gelangte schwerfällig — um einen Fuß weiter hinüber als Vernet gekommen war.

„Sie müssen mir Revanche geben!" sagte dieser etwas pikirt.

Der Dicke zuckte die Achseln. „Gewagte Sache!" meinte er; „was mir einmal durch Zufall glückte, wird nicht so leicht wieder glücken. Aber — ehrlich Spiel! Morgen wollen wir noch einmal um die Zeche springen."

Wirklich bot sich am nächsten Tage eine neue Gelegenheit zum Wettkampf, und abermals besiegte der dicke Mann seinen Rivalen. Das Spiel wiederholte sich noch öfters, und Vernet unterlag jedesmal. Endlich, auf der letzten Station sagte der Dicke zu Vernet, der sich jetzt nicht mehr über ihn lustig machte, aber um so mehr ärgerte, mit zwinkernden Augen: „Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr, daß Sie die Güte hatten, mich den größten Theil der Reise über frei zu halten, und möchte Ihnen gern meine Dankbarkeit an den Tag legen. Wenn Ihnen einige Eintrittskarten zu Nicolet (damals berühmte Seiltänzer-Truppe) angenehm wären, wird es mich glücklich machen, sie Ihnen anbieten zu dürfen. Ich bin nämlich als Clown dorthin engagirt, und übermorgen findet mein Debüt statt, was Sie damit versöhnen wird, mich nicht besiegt zu haben. Sie springen ausgezeichnet gut; wären Sie aber noch viel leichtfüßiger, so hätte ich Sie doch stets besiegt, da ich — einige Geheimnisse meiner Kunst noch gar nicht in Anwendung brachte." — Vernet hatte einige Tage später in der That Gelegenheit, diese „Geheimnisse" seines Mitreisenden, des berühmten Auriol, dessen staunenswerthe Gelenkigkeit ganz Paris entzückte, zu bewundern. [L.-G.]

Christliche und türkische Richter. — Unsere Juristen schließen ihre Urtheile stets mit dem Trumpfe: „Und das von Rechtswegen!" Der Mufti, das Oberhaupt der türkischen Kadis, schließt seine Bestimmungen dagegen mit den demüthigen Worten: „Gott weiß, was besser ist." [—ck.]

Humoristisches.



Lohnender Versuch.

Frau (im Bette): Weißt Du, Männchen, was mir heute Nacht geträumt hat? Mir träumte, Du hättest mir einen neuen Winterhut gekauft.

Mann: Wirklich? Da versuch' doch noch einmal einzuschlafen. Vielleicht träumt Dir dann auch, wo ich das Geld dazu hergenommen hab'.



Naiver Vorschlag.

Mutter (zu den Kindern): Ihr ungezogenen Bälger, ihr seid ja heute aus Rand und Band! Wenn ich nur wüßte, wo ich euch einsperren könnte —

Trudchen: Sperr' uns doch in die Speisekammer, Mama.

Bilder-Räthsel.

D „ B ' , S L , T h „ ' ' oh ' Em D

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 39:
Ein sich'rer Reichthum ist Verstand und eine arbeitsame Hand.

Räthsel.

Schon oft hast Du in Deinem Leben,
In Lust und Leid, das Wort gefühlt,
In Lieb' und Haß, mit Wonnebeben,
Im Lärm der Schlacht, beim Saft der Reben,
Hat es die Seele Dir durchglüht.
Damit Dir werde, was dies Wort begehrt,
Sei's um ein Zeichen ärmer Dir bescheert.

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Logogriph.

Auf's Haupt schlug einstmals einen Kaiser
Ein Erzherzog bei dem mit v;
In mannigfachem Farbenspiele
Siehst Du in Gärten es mit t.

Emil Noot.

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösungen von Nr. 39:

des Räthsels: Kleid, Leid, Eid;
des Reise-Räthsels: Livingstone (Hull, Halifax, Wolverhampton, Salisbury, Taunton, Brighton, Ramsgate, Boston, Oxford, Flint, Liverpool).

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.